

[8]

## Unter der Asche.

Roman von F. Faidheim.

„Sie kehren in die Stadt zurück?“ wandte sich Adriana an Doktor Gerner.

„Ja, gnädige Frau, meine Kreditiv an den Bankier Dürrenberg haben mir für morgen eine Einladung zugezogen; Frau Dürrenberg hat meine Tochter Anita gleich zu sich in ihr Haus geholt.“

„Ist sie das schöne, dunkeläugige Mädchen, welches in Dürrenbergs Loge dem Reiterfest beiwohnte?“ fragte lebhaft Alir v. Taura.

„Sie war allerdings dort.“ Doktor Gerner lächelte erfreut. „Wie gut und liebenswürdig erschien er so!“

„Und bleibt sie bei den Dürrenbergs?“ fragte Alir interessiert weiter.

„Bis ich aus der Residenz zurückkehre, ja. Dann werde ich mich hier nach einer Wohnung umsehen und nach einer Beschützerin für meine Anita.“

Er war also wirklich ganz entschlossen.

Doktor Gerner empfahl sich.

Eine Weile blieben der Baron und die Damen stumm.

„Das holde reizende Kind ist also seine Tochter,“ sagte Alir dann laut.

Seine Tochter! Jetzt wurde ihr Interesse und ihre Theilnahme für Gerner noch einmal so rege.

„Wenn er Grundbesitz kaufen will, kann er „Einöb“ haben. Was meinst du, das wäre eine Chance,“ rief Adriana.

Ihr Gatte hielt die Bemerkung für Scherz und lachte.

„Ich habe die Ueberzeugung, dieser Mann hat nie an einen Nord gedacht. Aber wann wird dies Räthsel gelöst werden? Und dem Verdacht nie ganz entgehen zu können! Der Unglückliche,“ sagte er dann.

Sie kamen überein, daß es das beste sein werde, der Alseffor v. Fußgart nehme seine Mutter nach der Stadt, der Baron mußte ihm sofort schreiben.

„Man attachirt sich sogar, glaube ich, an chemische Plagen,“ sagte er lächelnd und doch mit einem gewissen Ernst.

„Unsere Freundin Fußgart ist uns nie eine leicht zu ertragende Nachbarin gewesen, das Unglück hat ihren ohnehin wohl auf Härte angelegten Charakter früh verbittert, schon Karoline und ich hofften, sie werde mit der Zeit gerechter und milder werden, bis wir uns so nach und nach an ihre Herbigkeit gewöhnt haben.“

„Wir scheint,“ meinte Adriana, „ihr habt euch alle von der alten Frau beherrschen lassen.“

Und als sei es ihr zuviel des Ernstes, stand sie auf und trällerte schelmisch, sich vor ihrem Gatte verneigend:

„Ihr blickt mich an — so lieb — so gut,  
O Gott — wie wohl solch Blinzeln thut!  
Ihr kennt die Schwäche zarter Frauen,  
Die gerne solchem Blick vertrauen.“

Alir ging aus zweifachem Grunde peinlich berührt an das Fenster und sah in die dunkle Nacht hinaus. Ja, sie waren alle von der bitteren, von Unruhe verzehrten Frau tyrannisiert worden. Ihre Stiefmutter traf sofort das Rechte, und doch hatte niemand vorher daran gedacht, weil man sich gewöhnt hatte, mit ihrem Unglück alles zu entschuldigen.

Ihr Vater lachte amüßigt, und Adriana wiederholte übermüthig und mit affektirtem Soubrettenlächeln ihr Liedchen. Wenn Alir gerecht sein wollte, mußte sie sich selbst gestehen, daß es die Meinung der Welt war, nicht Adrianas Uebermuth, welche sie ängstigte und verletzte.

Es war drei Wochen später.

Der Baron v. Taura machte mit seiner jungen Frau die nöthigen Besuche in der Stadt, zuerst bei den Familien, in welchen er und seine erste Gemahlin verkehrt hatten. Es

waren ihrer nur wenige, meist Verwandte, Stiftsdamen, ebenfalls Cousinen der Verstorbenen und der Oberjägermeister von Heckenberg, dessen Entelin Louise v. Redac war, von welcher der Premierlieutenant und Majoratserbe Claus v. Alvensberg seit dem Reiterfeste bei Tag und bei Nacht träumte.

Die neue Baronin Taura wurde von allen diesen alten Herrschaften im ganzen wohlwollend und freundlich aufgenommen. Alir war die beredteste Fürsprecherin der Stiefmutter gewesen und, was wollte man am Ende mehr, als daß das einzige Kind der theuren Karoline glücklich sei.

Glücklich? Die Stiftsdamen seufzten und sahen sich an. Weder Schwester Cornelia, noch Schwester Wilhelmine glaubten an Glück in diesem irdischen Jammerthal. Sie betrachteten die Kaffees und Thees, in welchen sie ruhelos bei behaglichem kleinen Klatsch, umherplätscherten, als ein zwar recht angenehmes, aber schließlich doch unbefriedigendes Surrogat für das Glück und redeten gern von den Idealen. Wenn sie alljährlich im Sommer einige Monate bei Vater und Tochter auf Schloß Einöb verlebten, suchten sie die Erziehung der kleinen Alir zu verbessern, welche unverständige Gouvernanten immer just zu dem zwingen wollten, was dem Kinde verhaßt war; Alir' Talente lagen brach und die französische und englische Grammatik in der Ecke. Das wilde, verzogene, eigenwillige Mädchen hatte aber auch den Talent gegenüber weder Lust noch guten Willen für Strickstrumpf und Nähnaedel gezeigt, und die Tanzstunden, welche ein herumreisender Tanzlehrer im Schloße geben mußte, vermochten nur, die zwanglose Anmuth der kleinen Alir zu einem geschräubten, affektirten Wesen umzubilden, ein Erfolg, der indess glücklicherweise auch bald wieder verflüchtigte. Alir v. Taura blieb, was sie war, eine freie, in sich selbst beruhende Natur, die sich so wenig an das Spalier der konventionellen Anforderungen binden ließ, wie die schlaffe Birke, die für ihre weiche Biegsamkeit und Grazie das Alleinstehen und die Zwanglosigkeit braucht.

„Wir heißen Sie von ganzem Herzen willkommen, Frau Cousine,“ sagte würdevoll Cornelia v. Köpper und stand so klein und zierlich wie ein Wichtelweibchen vor der schlanken Adriana, ihre Hand ergreifend und ihr die Lippen zum Kusse bietend.

„Und wir bitten Sie, uns als wirkliche wohlgesinnte Verwandte anzusehen!“ setzte Wilhelmine etwas stolzer und gönnerhafter hinzu. Adriana gab beiden den gnädigst gestatteten Kuß und plauderte so unbefangen mit ihnen, sprach so herzlich von Alir, die heute zuhause habe bleiben wollen, „um alle Theilnahme ihrer gütigen Freunde und Verwandten auf mich zu konzentriren,“ daß die beiden Schwestern ganz entzückt von ihr und ihrer wundervollen Toilette waren und nachher gegen ihre Kaffeefreundinnen behaupteten, einen solchen Anzug hätte man überhaupt noch nie in M. gesehen.

„Unser Vetter hat uns, Adriana zu sein, was wir einst seiner Karoline gewesen waren. Es war wirklich sehr gefühlvoll und nett von Vetter Hans Heinrich, daß er uns seiner Frau gegenüber so hoch stellte, und wir werden sicher auch ferner unsere Sommermonate in Einöb zubringen, da er es so sehr wünscht,“ erzählte Karolina, woraus die stolze kleine Wilhelmina, ihre grauen Lächeln zurechtzupfend, sagte:

„Nun, wissen Sie, es ist so natürlich, daß er unsern Einfluß auf die zweite Frau wünscht.“

Ähnlich wie die beiden Stiftsdamen urtheilten nach dieser ersten Visite auch die anderen alten Freunde der Tauras; die junge Frau hatte sich die Herzen derselben eben so schnell gewonnen und Lu Redac war in solcher wortreichen Extase über diese „himmlische Frau,“ daß ihr Großvater ihr zuletzt ärgerlich anrieth, ein Brausepulver zu nehmen.

„Nun, Großpapa, sei du nur ganz still! du hast ihr die Hand

gestüßt und wahrhaftig, du sahest gleich um zehn Jahre jünger aus!" protestirte Lu gereizt.

"Na, man ist doch nicht umsonst sein Lebtag ein ritterlicher Mann gewesen!" brummte, durch die letzten Worte angenehm berührt, der alte Oberjägermeister, indem er sich schmunzelnd den Bart strich.

"Und dieser Anzug! Dieser Hut!" schwärmte seine unverheiratete Tochter, welche Lu, da ihre Eltern früh starben, erzogen hatte.

Der Baron war zu weltersfahren und zu vorsichtig, als daß er seine Frau ohne vorherige genügende Bürgschaft für guten Empfang den ihm ferner stehenden Bekannten zugeführt hätte, aber an solchen fehlte es auch keineswegs, man interessirte sich plötzlich auch in den höchsten Kreisen für die junge Frau und fragte Taura von allen Seiten, wann er sie vorstellen werde.

Der neue Landbauer, die neuen Birnen waren angekommen und die ersten siegreichen Erfolge Adriana's bei den Verwandten hatten die Laune des Barons auch wesentlich gehoben.

Man fuhr zunächst beim Grafen Lustell vor; selbst die noch aus dem Krankenzimmer entlassene Gräfin, eine hochgewachsene, schlichte und wahrhaft vornehme Frau, nahm den Besuch entgegen und zeigte sich gegen Adriana gewinnend und liebenswürdig.

"Sie müssen nun Alir fleißig in unsere Gesellschaft führen, Baronin, sie hat gar so einsam gelebt, und unser lieber Baron hat leider wenig Verständniß für die Pflichten gegen eine erwachsene Tochter," sagte die Gräfin.

Adriana versprach lächelnd, eine gute Stiefmutter zu sein und Alir zu Valle zu führen, so oft und wann sie Lust habe.

"Denken diese Menschen denn nie daran, daß Alir dies unglückliche Verhältniß zu Leo Lußgart hat?" fragte sie ihren Mann, als sie weiter fuhren.

Der Baron ließ sich immer ungern an die Thatsache erinnern. Er sagte ihr, daß man im Publikum nur gerücheweise von der Sache wisse, daß es ja eine Thorheit, eine abgethane Geschichte sei, und daß Alir durchaus auf andere Gedanken gebracht werden müsse. "Ich habe von der Zeit zu viel gehofft, dachte immer, der leichtsinnige Gesell würde selbst die Geschichte satt bekommen. Jetzt mußt du deinen Einfluß aufbieten!" schloß er.

Adriana versprach das auch. Die Reihe der noch zu machenden Visiten nahm sie jetzt wieder beide in Anspruch, und überall wurde ihnen ein überraschend freundlicher Empfang zutheil. Der Baron fühlte sich sehr glücklich.

"Paß! Du kennst die Macht des Mammons, der Neugier und des Nachahmungstriebes noch nicht, mein braver Kanadier!" lachte Adriana.

Diese unglückliche Verlobungsgeschichte lag wie ein schwerer Vorwurf auf Taura's Gewissen. Er war zu ehrlich, auch gegen sich selbst, um sich nicht zu sagen, daß er das kaum sechzehnjährige Mädchen nicht so ganz und gar sich hätte überlassen sollen. Da war dieser Leo — auch noch kaum vierundzwanzig — auf Urlaub gekommen, und — na — die beiden liefen im Garten, im Walde umher, fuhren im Kahn und zankten sich jede Stunde, zuweilen so heftig, daß sie sich Tage lang böse waren. Wer konnte dabei an Liebesgeschichten denken? Bei Alir, welche damals noch kurze Kleider trug und Backschöpfe.

"Solche Kinderei! Solche Narrheit!" schalt der Baron, als alles heraustram.

Und dazu langte gerade in diesen Tagen ein Brief von Leo's Commandeur an, der junge Herr sah tief in Schulden, hatte sich auch sonst nicht tadellos geführt. Es blieb kein anderer Weg, Leo mußte seinen Abschied nehmen. So sehr der Baron sich auch bemühte, er konnte ihn nicht halten. Es war noch ein Glück, daß der Commandeur wohlmeinend die mehr als leichtsinnigen Streiche Leo's vertuschen half.

Und das war der „Bräutigam“ seiner Alir, wie diese mit großer Energie betonte. Der Baron wüthete gegen sich selbst. Sein Rechtsgefühl war zu klar; er — er allein hatte die Schuld, Alir hatte die Liebe genommen, die sich ihr bot, das arme Ding war verlassen genug gewesen.

Was Leo betraf, so handelte der Baron wie ein Vater an ihm, er bezahlte jeuzend die große Summe.

Ein freier Mann war der junge Herr nun wieder, und das Civil kleidete ihn beinahe noch besser als Uniform. Aber was nun mit ihm anfangen? Seine arme Mutter zu schonen, war der Baron v. Taura von seiner Karoline Zeiten so gewohnt, daß diese auch jetzt wie früher mit allerlei Vertuschungen hingehalten wurde.

Der junge Herr zeigte sich trotzig und widerspenstig. Der Baron kam hart mit ihm aneinander. Die „wahnsinnige Verlobung“ sollte rückgängig gemacht werden.

Herr Leo v. Lußgart weigerte sich energisch.

Nach Amerika! Gut! Er war es zufrieden! Ihm stand die ganze Welt offen. Aber daß er Alir frei gäbe? Nun und nimmer. Sie liebte ihn und gerabe sie sollte sehen, wie schmächtig man ihm unrecht thue.

Noch war es dem Baron nicht begegnet, daß man seiner Autorität sich nicht füge; Leo Lußgart wagte es zuerst.

Sie schieden in Erbitterung, im vollen Zorn von einander.

"Mich kümmert weder dein kindischer Trotz, noch dein Zorn," hatte der Baron am letzten Tage noch zu Leo gesagt, "wäreft du ein Mann, wie du sein solltest, so müßtest du einsehen, was du Alir selbst schuldig bist."

Es half dem Baron alles Ueberreden nichts; wie Alir ihm die gebuldige Festigkeit, die ein Charakterzug bei ihr war, entgegengesetzt hatte, so fand er bei Leo nur große Worte, Selbstüberschätzung und einen verletzenden Mangel an rechtem Ehrgefühl.

"Du hättest auf deine Tochter besser acht geben sollen," sagte Taura sich reuig und war froh, als er den jungen Herrn auf dem Wege nach Amerika wußte.

Als dann aber Wochen und Monate über die Sache hingegangen waren, und Alir nie von Leo sprach, da gewann die leichtlebige Art des Barons bald wieder die Oberhand.

So blieb alles beim Alten und Alir allein.

In der Weise gingen Jahre hin, Vater und Tochter hatten sich wenig zu einander gefunden durch das einsame Dahinleben der letzteren; sie war ihm beinahe ein guter Kamerad gemorden und wenn sie nur nicht so eigensinnig an dieser unklugen Zugenbeugung festgehalten hätte, über welche sie beide jedoch sehr selten sprachen, so würde nichts die Harmonie zwischen ihnen gestört haben.

In der That, sie hielt fest an der Treue, die arme Alir. Sie hatte es versprochen, hatte es beschworen und "wenn ich alle verlassen, ich bleibe ihm treu, ich will an ihn glauben!" sagte sie zu ihrer einzigen Vertrauten, Klara Diethelm.

Und wie hätte diese nicht Sympathie haben sollen für solches Ausharren?

Ihr las Alir die seltenen Briefe Leo's vor, die sehr verschieden an Inhalt und Stimmung waren.

Zuweilen lächelte das Glück seinem Ritter, wie Leo selbst sich ausdrückte, dann wieder hatte es ihn betrogen, ihm den Rücken gefehrt. Ab und zu schien er in angenehmer und vielversprechender Lage, er schilderte dann, wie er bald als wohlhabender Mann zurückkommen werde; dann wieder brachte der nächste Brief eine Fluth von Klagen. Und jeder dieser Briefe trug den Stempel eines Leichtsinns, welcher immer schwerer und dumpfer auf Alir's Herzen lastete.

"Sollte der Vater doch recht haben?"

Aber dann war da die Mutter Leo's, die auch einen Brief hatte, und dieser Brief lautete oft ganz anders als der an Alir, immer voll Verheißungen in Bezug auf seine Zukunft.

"Habt nur Geduld mit mir, ich reise mich noch mit Glanz heraus!" war eine oft und oft wiederkehrende Redensart Leo's.

(Fortf. folgt.)

[2]

## Die beiden Nachwandler.

Ameritanische Skizze von Philipp Berges.

Herrn Hiram Lockwood, dem Friedensrichter, welcher zugleich den Posten eines Kapitäns der Miliz bekleidete, kam die Verhaftung höchst ungelogen. Wollte er sich nicht gegen die Geize wehren, welche auf Grund der Habeas corpus-Akte das Verhör des Gefangenen binnen 24 Stunden nöthig machten, so mußte er

sich von den Feierlichkeiten zurückziehen und auf den Ehrenplatz, der ihm zutram, eines lumpigen Räubers wegen verzichten. Schnell entschlossen ließ er deshalb den Gerichtsdiener aus dem Schlaf wecken und theilte ihm mit, daß in aller Frühe, um sechs Uhr, noch vor dem Beginn des Festes, eine Gerichtssitzung zu

halten sei, und daß jener Würdige deshalb schleunigst die nöthigen Beamten des Gerichts, die Zeugen und den einzigen Polizisten des Ortes herbeizutrommeln möge.

Der heldenhafte Entschluß des Richters fand bei allen Theilnehmenden, die natürlich ebenso wenig wie er in ihrer Festesfreude gestört sein wollten, den lebhaftesten Beifall. Mit dem Schläge jedoch waren nicht allein der Richter, der Gefangene, die Polizei, die Advokaten und Zeugen, unter diesen der korrespondirende Hotelclerk, zur Stelle, sondern außerdem noch ein Duzend fremder Gäste, Bewohner des „Belmont-Hauses“, die das Auditorium bildeten.

Zunächst trat der Buchhalter des Hotels vor und erzählte in kurzen Worten den Gergang der Sache, dann folgten die Zeugen, welche den angeblichen General verfolgt, überwältigt und verhaftet hatten, und Alle waren sich mit dem Clerk darüber einig, daß man es nicht mit einem Kranken, einem Mondsüchtigen, sondern mit einem geriebenen Gauner zu thun habe. In diesem Sinne sprach auch der Distrikts-Anwalt, auch er behauptete kühnlich, das Ganze sei nichts als eine freche, mit unerhörter Schlaueit angelegte Schwindeloperation und der General wahrscheinlich ein verkappter Raubmörder, weswegen „Seine Ehren“, der Herr Richter, ihn nur ohne Besinnen zurücksenden möge ins Gefängniß, damit die Groß-Jury über ihn aburtheile. Selbst die Vertheidigung wußte zur Rechtfertigung des Verhafteten nicht das Geringste vorzubringen, sie beschränkte sich darauf, ihn der Milde des Richters zu empfehlen, von welcher sie in dem vorliegenden Falle gleichwohl nichts erhoffen durfte.

In der That schienen Seine Ehren nicht die mindeste Lust zu verspüren, den Nachtwandler, welcher sich so schlau nach dem unverschlossenen Ausgang des Hotels erkundigt hatte, lauten zu lassen, und schon erhob er sich, um sein vernichtendes Urtheil zu sprechen, als eine Bewegung des Gefangenen ihn verstimmen ließ. Der letztere zog ein Stückchen Papier aus der Tasche, warf mit Bleistift einige Worte darauf und sprach, während er seiner Ehren den Zettel übergab, mit lauter Stimme:

„Seht das, alter Junge, seht das! Und wenn Ihr mich verdonnert, wißt Ihr, was Ihr zu erwarten habt!“

Der Richter las, stuzte und erschraf. Aber er faßte sich schnell, warf einen forschenden Blick auf den General und erhob sich.

„Gentlemen!“ sprach er verlegen und zögernd. „Der Teufel hole mich, wenn ich nicht soeben im Beirath stand, eine höchst ungerechte Handlung zu begehen, die beinahe einem Justizmord gleichgekommen wäre. Dieser Zettel, den mir der ehrenwerthe, unschuldig verhaftete General soeben übergab, rief mich zurück auf den Weg der Tugend. Auf diesem Schein bekennt er nämlich eigenhändig, daß er wirklich ein Nachtwandler sei und am Sombambulismus leide — Sombambulismus! Ihr Herren, das ist das Wort, welches mich mächtig ergriffen hat. — Hört mich an, Gentlemen! Es sind noch keine zehn Jahre verfloßen, seit ich mich in der gleichen fatalen Lage befand, wie dieser Fremde hier. Ich litt damals stark an Mondsüchtigkeit und war eine Zeit lang ohne mein eigenes Wissen ein so echter Nachtwandler, wie nur irgend einer in der Weltgeschichte zu finden ist. Bald fand man mich in der Wohnung eines Bekannten, bald in derjenigen eines Fremden, bald auf dem Dache, und dann wieder im Weinfelder gänzlich unbekannter Häuser. Eines Nachts jedoch, als der Mond besonders hell schien, entdeckte man mich in der Nationalbank von Chattanooga, unten in Tennessee, als ich eben dazugegangen war, den eisernen Geldschrank zu erbrechen. Unvorsichtigerweise rief einer derjenigen, die mich bei dieser Arbeit überraschten, meinen Namen, sodaß ich erschraf, zu Boden fiel und erwachte. Dies ist alles, Gentlemen, und ein Kind hätte einzusehen vermögen, daß es sich um einen klaren Fall von Nachtwandelhandel, um einen Fall von Sombambulismus, wie man's in gutem Englisch nennt. Allein man klagte mich des Einbruchs und des veruchten Raubes an und schleppte mich vor einen Richter, der nur deshalb kein Verständniß für die interessante Krankheitserscheinung zeigte, weil ihm die höhere Bildung des Ostens mangelte. Well, um aus einer langen Begebenheit eine kurze Geschichte zu machen — mein eigenes Zeugniß, das meiner Freunde, half nichts, der unfähige und gewissenlose Richter glaubte nicht an meinen Sombambulismus und ich wurde ein Opfer der Justiz. Gentlemen! Ich sage es noch einmal, ich wurde ein Opfer der Justiz! Man verdonnerte mich zu zwei Jahren Zuchthaus, die ich denn auch ehrlich abgeessen habe. Hiermit schließt meine Rede, Gentlemen, und wenn ich nun überflüssigerweise noch hinzufüge, daß ich damals ichnor, nie einen Nachtwandler zu bestrafen, sollte ich jemals auf den Richterfuß gelangen, so werdet ihr begreifen, weshalb ich diesen Mann freigebe. General! Ihr seid frei, Gentlemen! Ich erkläre die Sitzung für aufgehoben!“

### Bunte Zeitung.

\* Der Tunnel durch die Pyrenäen. Der oberste Kriegscath in Madrid hat nach langen Beratungen dem Gesuch einer Aktiengesellschaft, die Pyrenäen mit einem Tunnel durchstechen zu dürfen, die Genehmigung ertheilt. Der neue Tunnel — der erste größere in den Pyrenäen — wird eine neue Verbindung zwischen

Wenige Minuten später war der Gerichtssaal wieder leer geworden. Verblüfft, irritirt hatten die Gentlemen ihn verlassen und es war gut, daß der beginnende Festtrübel ihren Gedanken bald eine andere Richtung gab und die einen bestimmten Verdacht erweckenden Eindrücke der seltsamen Gerichtsscene zu verwischen begann. Den erschütterndsten Eindruck machte das Resultat der Verhandlung indeß auf den unglücklichen Hotelclerk, welcher sofort zum Telegraphenamt stürzte, um seiner zweiten Depesche, daß der angebliche General sich als ein gefährlicher Raubmörder entpuppt habe, eine dritte folgen zu lassen, die den Inhalt der vorhergehenden widerrief und die Ehre des grandioßen Nachtwandlers aufs neue befestigte. Allein ein neidisches Gesicht verhinderte die Abienung dieses Berichtes; der eifrige Korrespondent fand den Telegraphen bereits in Anspruch genommen — in Anspruch genommen von dem geheimnißvollen General, welcher in den räthselhaften Worten einer Geheimsprache eine ellenlange Depesche an den „Herald“ telegraphirte.

Am nächsten morgen brachte der „Newyork-Herald“ einen großen, telegraphisch aus Stamford übermittelten Sensationsartikel, dessen Inhalt sich in die folgenden, der Depesche entnommenen Sätze zusammenfassen läßt:

„Der Herald ist das grandioöseste, reichhaltigste, beste und billigste Blatt auf dem Planeten Erde. Er ist die Schule, der Schuß, der Anwalt, der Fürsprecher und die Polizei des zumreichen amerikanischen Volkes. Seine Redacteurs sind die Lehrer der Menschheit, seine Korrespondenten die berühmtesten Schriftsteller und Dichter der Gegenwart, seine Reporter sind die Detektivs des Volkes. Das Kunststück, welches der „Herald“ heute im Interesse der Bürger dieses Landes vollendet hat, übertrifft alles bisher Dagewesene. Es ist einfach großartig. Der unvergleichliche „Herald“ hatte durch seine geheimen Vertreter, die in allen möglichen und unmöglichen Gestalten die Welt durchschwärmten, in der Wüste wie in der Millionenstadt, auf dem Meere wie im Gebirge anzutreffen find, der „Herald“ hatte durch diese Braven die schauerliche Entdeckung gemacht, daß in der guten alten Stadt Stamford (Pennsylvanien) ein Mensch den Richterfuß erklommen habe, welcher sich nun zwar Hiram Woodwood, Esquire, nenne, in Wirklichkeit aber ein entprungener Sträfling mit Namen Jim Humphrey alias James Morton sei, welcher wegen Einbruch, Raub und Fieberdiebstahl einige fünfzehn Jahre die Gefängnisse des Westens frequentirt habe. Alles lag dem „Herald“, diesem eifrigen Advokaten des Volkes, daran, die Identität des Richters Woodwood mit dem genannten Verbrecher festzustellen — möglichst durch sein eigenes Geständniß, um die Bürger der guten Stadt Stamford von dem gefährlichen Beamten zu befreien. Zur Erreichung dieses schönen Zweckes stellte einer unserer gewiegtesten Reporter, der U. S. General Whjtes L. Barnett, eine kleine Komödie. Der nacht wandernde Gauner, von dem in unseren beiden gefrigen Depeschen (die von unserem Stamford Korrespondenten herrühren) die Rede ist, war kein anderer, als unser Reporter. Er wußte, daß der Pseudo-Richter vor etwa zehn Jahren, als man ihn bei einem Einbruch überraschte, Mondsüchtigkeit vorgeschützt hatte, und griff zu dem gleichen trick. Er wußte, was er that. Unter dem Deckmantel des Nachtwandels beging er einen Raub, ließ sich verhaften und reichte, vor den Richter geführt, diesem einen Zettel folgenden Inhalts:

„Jim Humphrey, alias James Morton, alter Zuchthauskollege, du bist erkannt! Wenn du mich verdonnert, verrathe ich dich. Die Nachtwandelerei, dein eigener Coup von einst, giebt dir die Mittel, mich freizulassen!“

Der Pseudo-Richter erschraf, als er diesen Zettel las, er hielt sich für erkannt, sah den Reporter in der That für einen Zuchthausgenossen aus alter Zeit an, erzählte in seiner Verblüffung selbst einen seiner Einbrüche, den er durch Mondlicht bedungen, darstellte, und ließ den Räuber (unsern kühnen Reporter) frei — damit zur Genüge bestätigend, daß er wirklich unser Mann, der entprungene Sträfling sei, der vom Gouverneur des Staates Tennessee seit fünf Jahren gesucht wird. Bürger von Stamford! Entledigt euch des gefährlichen Beamten!! Gouverneur von Pennsylvanien! Verhafte den Verbrecher, der durch Schwindelmanipulationen den Richterfuß erklommen hat!!! Dem unvergleichlichen „Herald“ aber dankt für die Aufdeckung der Schäden, die das Leben und den Ruf unseres theuren Vaterlandes vergiften. Es lebe der „Herald!“ Er ist unzweifelhaft das wunderbarste Zeitungsblatt, das grandioöseste journalistische Institut der Welt und vielleicht des ganzen Univerfums!!!!

Frankreich und Spanien in der Weise herbeiführen, daß die Eisenbahnlinie Pan-Dlexon durch die genannte Durchbohrung der Mittel-Pyrenäen an die Linie Huesca-Caufranc angegeschlossen wird. Dadurch wird ein dritter Schienenstrang die iberische Halbinsel an Frankreich und damit an den Kontinent angeschlossen, da bisher nur die Küstenbahnen Bayonne-St. Sebastian im Norden und Perpignan-Figuera im Süden diese Verbindung

vermitteln. — Der Tunnel ist in einer Gesamtlänge von 7780 m projektiert, wovon 4770 m auf spanischem Gebiet liegen. Der auf letzteren mündende Ausgang wird durch Sperriorts gedeckt werden, deren Inangriffnahme gleichzeitig mit der des Baues des Tunnels stattfinden wird.

\* **Von dem kleinen König von Spanien** erzählen spanische Blätter wieder eine Anekdote, welche die Fröhlichkeit des indischen Monarchen charakterisiert. Alfons XIII. empfängt jeden Sonntag die Kinder der hohen Würdenträger des spanischen Hofes und spielt mit ihnen mit der ganzen Munterkeit und Lebhaftigkeit seines Alters. Wenn die junge Welt von Spiel und Tanz genug hat, geht man auseinander, nachdem man sich vorher ohne jedes Ceremoniell weidlich umarmt und getüßt hat. Eines Sonntags nun hatte der kleine König mit einem hübschen Mädchen getanzt, und da ihm die Kleine außerordentlich zu gefallen schien, wollte er sie beim Abschiede auf die Wangen küssen. Die spröde Schöne wehrte sich jedoch ernstlich. Der Königsnabe war zu stolz, noch ein Wort zu verlieren und ließ die Spielgefährtin ruhig nach Hause gehen. Am nächsten Sonntag stellte sich jedoch die Tänzerin wieder ein und war ansehnend besserer Laune, denn sie erbot sich ganz gegen Frauenmitte selbst dazu, ihren königlichen Tänzer zu küssen. Dieser trat aber einen Schritt zurück und streckte ihr eierlich seine Hand zum Kusse hin. Yo, il Rey!

\* **Ein sonderbarer Streik.** Aus dem nüchternen Lande Dänemark kommt die Nachricht von einem drohenden Ausstand, dessen Entstehungsurache sonderbar genug ist. Die jungen Buffetdamen an den dortigen Eisenbahn- und Schiffstationen pflegten bisher ihr Kopfschmuck la la Frou-Frou — mit Stricklädchen — zu frisieren. Die Eisenbahn- und Schiffsverwaltung, die auch Sittenkommission spielt, fand aber, daß diese pariser Frisur allzu pikant und anlockend, demnach ganz und gar „unmoralisch“ sei. Eines Morgens erhielten alle Buffetdamen Dänemarks einen behördlichen Erlass zugestellt, der ihnen das weitere Tragen der Frou-Frou-Frisur strengstens untersagt. Das amtliche Schriftstück fügte hinzu, für dänische Mädchen ziemte sich die bekannte „Gretchen-Frisur“ infolge ihrer Decenz und Einfachheit noch am allerbesten. Darob große Revolution im Reiche der dänischen Buffetdamen. Die Anhängerinnen der Frou-Frou-Frisur verammelten sich zu einem „Meeting“, und erhoben feierlich Verwahrung gegen den Vorwurf der Unmoralität ihrer Haartracht; eine Nebenrin meinte sogar unter dem jubelnden Beifall ihrer Berufsgenossinnen, die berühmte Frisur habe Gretchen durchaus nicht vor dem Fall bewahrt, während man mit Frou-Frou-Kopfschmuck ganz gut ein ehrames Mädchen, ja sogar eine alte Jungfer bleiben könne. Die Verammlung beschloß, durch eine Abordnung die genannte Verwaltungsbehörde zur Zurücknahme des Frou-Frou-feindlichen Verbots aufzufordern, widrigenfalls sämtliche Buffetdamen Dänemarks vom 1. Mai ab ihren Dienst einstellen würden.

\* **Eingehend erklärt.** Gute Schützen bei der Infanterie erhalten bekanntlich Abzeichen in Gestalt schwarz-weißer schmaler Ligen, die um den Ärmel des Waffenrockes aufgenäht sind. Wenn ein trefflicherer Kriegsmann drei solcher Ligen verdient hat, so werden sie in eine breite zusammengezogen, abermalige neue Schieberlöcher kommen in Gestalt einer schmalen Lige zu den breiten usw. Kavalleristen erhalten für hervorragende Leistungen im Lanzenreiten eine Auszeichnung in Gestalt eines auf den Ärmel aufgenähten Dreiecks aus weiß-schwarzer Worde. Diese Erklärung schickt das „Hoy. W.“ zum Verständnis des folgenden harmlosen Scherzes voraus. Sagen da neulich zwei Gendarmen mit einer breiten und zwei schmalen Ligen geschmückt. Die Gendarmen unterhielten sich mit Schorje Smut, der immer den Kopf voll Schnurren hat. In der Ecke sitzt, einen „Klaren“ vor sich, der alte Hinnerk, der eben zwei Fuder Buch abgeliefert hat. Unverwandt blickt er auf die Ligenärmel der beiden martialischen Beamten, er hätte gar zu gern gewußt, was die Abzeichen bedeuten sollten, aber er getraute sich nicht, die geifrigen Herren Gendarmen zu fragen. Endlich gingen die Weiden fort. Kaum waren sie zur Thür hinaus, da wandte er sich an den Klausenmacher Smut. „Schorje, du hüßt doch bi'n Wolke weesen, nu segg' mi mal, wat hebbt de Keerls for witte Dinger an de Montur; wat schall dat woll bedüden?“ — „Gif 'n Lüttjen ut, denn will ic Di dat seggen!“ — Hinnerk ließ zwei „Klaren“ anfahren. — „Sich“, erklärte Schorje, „den witten Band friggat bleg 'n Wachtmeister, de all 'n Fru het, und dat is so inricht, dat em de Deerns nich nahlopt un em in sin Geschäften upholt.“ — „Ja, de eene Keerl harr doch so veel Ligen.“ — „Ja, min sewe Hinnerk, dat sind de Kinner; so veel Ligen, so veel Kinner hat de Mann.“ — „Averst de Grote harr doch noch haben de lütjen Wänner so 'n dicken Strämel, wat het disse to bedüden?“ — „Dat bedüü' Twillinge!“ sagte Schorje und trant sein Glas aus. — „Un de annere mit dem ummeinkenden Band?“ fragte Hinnerk wihbegierig und ließ noch zwei Klaren anfahren. Er meinte das weiße Dreieck des berittenen Gendarmen. — „De? dat is ganz einfach, de Mann het anno jäbentig een'n Franzosen das Genick ummedreht!“ Sprach's, trant seinen zweiten Schluß aus und ging von dannen.

\* **Aus der Berliner Kunstausstellung.** Als Julius Steinenheim an der bekannten Gruppe Eberlein's „Der Dornauszieher“ vorüberging, bemerkte er mit einem Blick auf den jungen Mann, welcher die Operation am Fuße der Geliebten vollzieht: „Wie kann man nur zu solch' einer graulichen Handlung lächeln! Das arme Mädchen hat so nichts an und nun zieht er ihr auch noch den Dorn aus.“

\* **Zwei galizische Juden** haben Berlin mit ihrem Besuche beehrt. „Schmuhl“, sagt der eine auf der Straße, „ich geb' h'nau in main Quartier!“ — „Was willst'n in dainem Quartier, Taiteles?“ — „Ich will mer waschen de Händ'!“ Darauf Schmuhl mit dem Ausdruck höhnvollster Geringschätzung: „Giger!!“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Der Afrika-Reisende Otto Ehlers, von dem wir kürzlich einen humoristischen Reisebrief mittheilen konnten, befindet sich, wie damals schon gesagt wurde, seit Erlebigung des ihm vom Kaiser seinerzeit gewordenen Auftrages in Westafrika, jetzt auf einer Expedition quer durch Indien von West nach Ost. Vom Kanalpindi ausgehend, hat Ehlers Kachmir, die Himalaya-Staaten, Nepal und Kusb Behar durchzogen und letzthin einen Monat in Assam bei der von der britischen Regierung ausgesandten Elefantenzug-Expedition gewohnt, um die dortige Fangmethode und Trainirung des Elefanten kennen zu lernen. Die Expedition hat nicht weniger als 236 Elefanten beigebracht. Herr Ehlers wird nunmehr seine Auimerksamkeit der in Assam in höchster Blüthe stehenden Theekultur zuwenden, um sich ein Urtheil zu bilden, ob der Anbau des Thee's in Ostafrika mit Erfolg durchgeführt werden kann. Von Assam geht der Reisende weiter durch Manipur, Birma und die Shan-Staaten nach Siam vorzudringen. Ehlers bestreitet die Kosten der Expedition aus eigenen Mitteln.

— Am letzten Sonnabend wurde in London bei Christie, Manson und Woods die große und werthvolle Gemäldeammlung des Marquis of Santurce verkauft. Kunstfreunde und Kunsthändler hatten sich zahlreich eingefunden. Die höchsten Preise erzielten drei Bilder Alma Tadema's: „Eine Audienz bei Agrippa“ 2677 Lstr. 10 Sh., „Das Weinlesefest“ 2362 Lstr. 17 Sh. und „Der römische Dilettant“ 2782 Lstr. 10 Sh. Die Versteigerung bewies, daß im Kunsthandel von schlechten Zeiten noch nichts zu spüren ist.

h. Berlin, 30. April. Mit dem heutigen Tage hat Berlin ein Theater weniger. Im „Victoria-Theater“ fand heute die letzte Vorstellung statt; das Haus wird abgerissen, um die Verlängerung der Kaiser Wilhelmstraße bis zur Münzstraße möglich zu machen. Am 21. Dec. 1859, also vor zweieunddreißig Jahren, wurde das Theater unter Leitung des Kommissionsrathes Rudolf Gerst eröffnet. Zu Ehren der eben dem preussischen Kronfolger angetrauten Prinzessin Royal von England, der jetzigen Kaiserin Friedrich, wurde es „Victoria-Theater“ genannt. Dreißig Jahre lang, bis Ende 1889, wurde das Theater aus der königlichen Schatulle mit 18,000 Thalern subventionirt. Alle Gattungen der dramatischen Kunst sind hier gepflegt worden: in der hohen Tragödie glänzte nach seinem Abschiede von der Hofbühne Hermann Hendrichs, der gefeierte Heldenarbeiter; die größte deutsche Tragödin, Charlotte Wolter, wurde entdeckt; die „Karolinger“ von Ernst v. Wildenbruch, die Bearbeitung des zweifelhafigen „Faust“ von Otto Debrient wurden hier zum ersten male in Berlin aufgeführt und die „Meininger“ fanden in den weiten Räumen die herrlichste Gelegenheit zu pompastischer Massenentfaltung. Eine italienische Operntroupe führte dem Victoria-Theater Désiré Artôt und den berühmten Tenor Mario zu; eine Operentantion brachte die erste Aufführung des „Indigo“ von Strauß und die durch Jahre beliebte Soubrette Lina Marx; und 1881 erschien Angelo Neumann mit dem Nibelungenring von Wagner, mit dem Ehepaar Bogl, Frau Reicher-Kindermann, Herrn Scaria usw. Zwischen durch wurden alle Genres versucht, am meisten Glück hatte das Victoria-Theater aber mit dem Ausstattungstüde, das denn auch allmählich seine Spezialität wurde. Die „Reise um die Welt in 80 Tagen“, „Die Kinder des Kapitän Grani“, „Excelsior“, „Frau Venus“ waren die Haupterfolge, aber sie brachten die Direktoren auf keinen grünen Zweig. Der letzte Direktor war Herr Vitajski, der mit „Stanley in Afrika“ und den „Sieben Raben“ volle Häuser erzielte. Der Bau eines neuen Ausstattungstheaters wird geplant. — Unter den üblichen Beifallshehren hat Herr Friedrich Haag heute im „Leisnig-Theater“ den „Königsleutnant“ gespielt. Das Haus war ganz gefüllt. — In „Kroll's Theater“ hat Francesco d'Andrade den Luna im „Troubadour“ und Frau Lilli Lehmann die „Südin“ mit großem Beifall gesungen.